

Bezugs-Preis
 Nr. 311. — Jahrg. 190. — Halle a. S., Donnerstag 7. Juli 1898.

Morgen--Ausgabe.

Ausgabe-Subscriben
 für die fünfzigsten Jahrgänge über deren Zahl die Post 15 Preuss. Mark 40 Pfennig
 Bestellen im Voraus bei den Postämtern oder bei den Buchhändlern
 Ausgabe-Adressen bei den Postämtern oder allen Annoncen-Expeditoren
 Fernsprechverbindungen bei den Postämtern, Magdeburg Nr. 1254, Berlin Nr. 1258.

Neue Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 311. — Jahrg. 190. — Halle a. S., Donnerstag 7. Juli 1898. — Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipziger Str. 87. — Postamt: Halle a. S., Leipziger Str. 87.

Deutsches Reich.

* Zur Nordlandreise des Kaisers wird aus Kopenhagen von Dienstag Abend gemeldet: Das Wetter hatte sich Montag Abend vollständig auf, so daß die Reise bei Vollmondhelligkeit verlief. Heute (Dienstag) wurde der Kaiser mit dem Kaiserlichen Hofstaat um 9 Uhr bei schönem Wetter in Döbbe eingetroffen. Das deutsche Kabinettmitglied „Moltke“ und das norddeutsche Kabinettmitglied „Haralt Haager“ waren anwesend. — Am Dienstag arbeitete S. M. Wasjari mit den Vertretern der Stabkirche.

* Für die Kaiserreise nach Jerusalem ist der neu erbaute Kreuzer „Gertba“ als Begleiterschiff der „Hohenzollern“ in Aussicht genommen. Nicht in letzter Reihe dürfte es der Name des Kreuzers gewesen sein, der dazu führte, daß gerade er für diesen Dienst auszuwählen wurde; denn „Gertba“ hieß auch das Kriegsschiff, das den Vater unseres Kaisers durch dieselben Meere und zu den nämlichen Gefahden trug, die zu beenden der kaiserliche Sohn jetzt im Begriff steht.

* Die Kaiserin und die Prinzessin Heinrich sind gestern Nachmittag von Demmin nach Kiel zurückgekehrt. Der Kronprinz und Prinz Gisel Friedrich sind von Altona in Kiel eingetroffen.

* Das Hofkammerratsamt der Kaiserlichen Familie ist in Altona im Reichsbahnhof eingetroffen. Der Kronprinz und Prinz Gisel Friedrich sind am 10. August vorüber.

* Der Reichstagspräsident v. Bismarck ist, wie sich aus dem Kaiserlichen Hofstaat und dem Hofstaat nach Konstantinopel begeben.

* Die „Demokratische Zeitung“ veröffentlicht die Ernennung des Ministerialdirektors Titmuss zum Justizminister und des Oberbürgermeisters Kähler zum Präsidenten des Finanzministeriums im Großherzogtum Hessen.

* Wie das Reichs-Verständigungsamte den Vorständen der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten mitteilt, haben mit Rücksicht auf die bevorstehende Regierung, welche sich eine entsprechende Berücksichtigung ihrer Verwaltungsbereiche für einen geeigneten Fall vorbehalten, sämtliche verbundene Regierungen sowie der Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen ihre Verwaltungsbereiche angewiesen, nach § 122 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes Streikfragen über alle die Verhältnisse der Arbeiter zu entscheiden und sich nicht auf die Entscheidung der Streikfrage, ob Verständigungspflicht vorliegt, zu beschränken.

* Zur Zeit richtet sich die Aufmerksamkeit der Oeffenheit der großen Verwaltungen im Reich und in Preußen auf die in zunehmender Zahl entfallenden Beamtenvereine und die damit eng verknüpfte Pädagogie. Vereine und Vereinsorgane dieser Art stellen sich die Vertretung der Interessen bestimmter Berufsstände zur besonderen Aufgabe; ihr Wert wird namentlich auch in den parlamentarischen Körperschaften. Dieser Umstand hat namentlich die Vertretung der Interessen bestimmter Kreise der Bevölkerung an sich ein berechtigtes Recht der Vereins- und Berufsvereine. Bei den Beamtenvereinen und ihrer Presse richtet sich aber die angelegte Vertretung der Interessen der Beamten ausschließlich gegen die Regierung im Allgemeinen und die Vorgesetzten der Beamten im Besonderen. Dieses Verhalten beruht auf der Unterstellung eines in Wirklichkeit nicht vorhandenen Interessengegenstandes zwischen dem Oeffen und den mittleren und unteren Beamten eines Verwaltungszweiges. Jeder Vorgesetzte, in jeder Vorgesetzte ist aber der natürliche Vertreter der Interessen seiner Untergebenen. Im Interesse seiner Verwaltung, für die er verantwortlich ist, liegt es, die Zufriedenheit und damit die Berufstreue aller beteiligten Beamten zu fördern; die von ihnen wahrzunehmenden dienstlichen Interessen weisen die oberen Beamten daher mit zwingender Gewalt darauf hin, die Wünsche ihrer Untergebenen, soweit sie berechtigt sind, wie das mit dem Gemeinwohl nur irgend vereinbar ist, das Beste aus der Regierung im Ganzen. Die Beamten, welche das Gemeinwohl der Berücksichtigung von Sonderinteressen nicht, müssen aber von allen Beamten so wohl getrieben, als für sich bindend erachtet werden. Das ist ihre Pflicht, deren treue Erfüllung ein jedes Amt verlangt. In dieser Hinsicht haben die Beamten eine besondere Vertretung der Interessen großer Beamtenkreise ihren Vorgesetzten wie der Staatsregierung gegenüber, ist daher weder ein Anlaß vorhanden noch vertretlich die Anschaffung, von der aus diese Vertretung betrieben wird, mit den Interessen der Beamten. Inwiefern dieser hinsichtlich ein nicht vorhandener Interessengegenstand zwischen Vorgesetzten und Untergebenen konstituiert wird, unterliegt man das Vertrauensverhältnis zwischen beiden, auf dem das geordnete Zusammenwirken im Dienst des Vaterlandes beruht, und fordert damit zugleich die Grundpflicht der Staatsbürgerschaft, die Beamten in die Pflicht zu setzen, in dieser Hinsicht die Interessen der Beamten nicht unbedenklich. Man darf erwarten, daß diese gegen die Eingangs erwähnten Beamtenvereine und deren Pädagogie zu erheblichen Bedenken sich mit vollem Nachdruck geltend zu machen werden.

Ein treuer, pflichterfüllter und nachdenkender Beamter wird stets seine Vorgesetzten und als oberste Vorgesetzten die Regierung für seine natürlichen Freunde, für die natürlichen Vertreter seiner Interessen anerkennen.

* Am Kultusministerium sind namentlich die Vorarbeiten, die sich auf die Gründung der Technischen Hochschule in Danzig beziehen, beendigt und der Plan für die Organisation wird voraussichtlich bald dem Staatsministerium vorgelegt werden. Ueber die einzelnen Fragen hat der Kultusminister Gutachten von hervorragenden Sachverständigen eingeholt und auch diese werden dem Staatsministerium unterbreitet werden. Die „Dan. Ztg.“ hofft, daß die Hochschule so ausgestattet werden wird, daß sie allen Anforderungen der Zeit entspricht. Nur ein wirklich modern ausgestattetes Institut würde eine größere Anziehungskraft ausüben und die Erfüllung seiner Hoffnungen, die man für den gesamten preussischen Dienst von der Neugründung hegt, bringen.

* Das demokratische „B. Z.“ übernahm in seine Morgenausgabe vom 6. d. M. aus den Akademischen Blättern die Mitteilung, daß die jüngliche Berufung der drei Professoren der technischen Hochschule in das Verrenhaus ohne ministerielle Gegenzeichnung erfolgt sei. Diese Behauptung ist ebenso unbegründet, wie alle übrigen daran geknüpften Vermutungen.

* Vom Minister für Landwirtschaft etc. sind im Einverständnis mit dem Finanzminister und der Oberrechnungskammer „Beurtheile“ für die Zulassung von Fugtloshausstrafen beantragte Fugtloshäuser bei Amtsvorrichtungen an ihrem Wohnort oder in einem Umkreise von nicht mehr als 2 km nach § 1 Nr. 1 des Gesetzes vom 9. März 1872 aufgestellt worden.

* Freireich v. Stamm hat gegen das Urteil des Landgerichts Saarbrücken, welches ihn wegen Verdrängung des Vorgesetzten a. D. Eitel zu 30 Monaten Gefängnis, 2000 Mark Busse und 1 Jahr Haft verurteilt, Berufung eingelegt.

* Sozialdemokratische Gründung. Im Wahlkreis Straßburg-Franzburg hat die Gruppe der sozialdemokratischen Stimmen 1200 getragen, so daß diesmal 3000 sozialdemokratische Wähler gewählt wurden. Dieser Umstand gibt den „Genossen“ den Mut, ein neues Parteiprogramm zu formulieren, welches unter der Bezeichnung eines „Sozialprogramms“ den Titel „Straßburg-Franzburg“ zum Ausgang zu nehmen soll. Die Unterzeichner sind etwa ein Dutzend Schriftsteller, die „auf Theilung“ arbeiten wollen. Die Parteiarbeit in Berlin soll nach der „Germania“ einen Aufwand von 2000 Mk. gekostet haben. Das wird das Schicksal namentlich des „berühmten“ Zeitschriftens „Der Sozialdemokrat“ sein, der nach dem Scheitern der Unternehmung in die Hände der Regierung übergeben werden soll.

* Die Reichseinkommen- und Verbrauchssteuern, die die Bundesregierung für das Etatsjahr 1897/98 an die Reichskasse abzuführen haben, betragen nach der vorläufigen Feststellung: Rölle 440 726 026,98 Mk., Tabaksteuer 12 097 875,22 Mk., Zuckerversteuer 64 534 204,39 Mk., Salzsteuer 47 293 656,14 Mk., Branntweinsteuer und zwar Reichssteuer 18 227 709,46 Mk., Verbrauchssteuer und Rölle 100 441 276,78 Mk., Branntweinsteuer 67 144,90 Mk., Branntweinsteuer und Verbrauchssteuer von Bier 29 687 581,29 Mk., zusammen 733 881 704,15 Mk. Für das erste bis dritte Quartal des Etatsjahres sind bereits abgeführt, 226 422 230 Mk., jedoch für das vierte Quartal noch 207 888 774,15 Mk. abzuführen bleiben. Die Einkommen aus dem Spielstättenwandel betragen nach der vorläufigen Feststellung 1 446 561,14 Mk. Für das erste bis dritte Quartal des Etatsjahres sind bereits abgeführt 1 003 503 Mk., jedoch für das vierte Quartal noch 443 048 Mk. abzuführen bleiben. Die Einkommen aus Reichssteuerwandel für Branntwein, Kaufgeschäfte etc. und Lotterielose betragen nach der Hauptübersicht abgänglich 2 r. 8. Verwaltungskosten 47 241 453,78 Mk., von denen für das 1. bis 3. Quartal bereits 32 785 593 Mk. abgeführt sind, jedoch für das vierte Quartal noch 14 452 502,78 Mk. abzuführen bleiben.

* Spionen-Prozess. Vor dem vereinigten ersten und dritten Senat des Reichsgerichts begann gestern früh 9 Uhr die Verhandlung gegen den Bildhauer Friedrich Seinen aus Lausanne und Alfred Duffard aus Metz. Den Vorsitz führt Senatspräsident Treplin, die Anklage wird vertreten durch den Oberreichsanwalt Dr. Hamm. Geladen sind zwei militärische Sachverständige und 8 Zeugen, außerdem Professor Meißner als Dolmetscher. Die Angeklagten sind der Verurteilung wegen § 1 und § 2 des Gesetzes betr. Verrat militärischer Geheimnisse sowie des Verstoßes dazu schuldig. Der Gerichtshof erkannte nach dem Antrage des Oberreichsanwalts auf Ausschluss der Öffentlichkeit, da Gefährdung der Staatsicherheit zu befürchten ist. Die Angeklagten wurden wegen Verstoßes militärischer Geheimnisse, sowie Verstoßes dazu verurteilt und zwar der Bildhauer Friedrich Seinen zu 18 Monaten Zuchthaus und zwei Jahren Ehrverlust und Alfred Duffard zu zwei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust.

* In den Verfassungskonflikten sind im letzten halben Jahre wieder verschiedene Bewegungen des Verfassungskampfes vor sich gegangen. Vom Reichstag zu Berlin ist der Reichstag der Reichstag abberufen, beiderseitig der Reichstag Dr. Reiblich von Antwerpen. Briefe soll anstehend in ein Verfassungskonflikt umgewandelt werden, der Reichstag Dr. Reiblich von Antwerpen von Kopenhagen dahin verlegt worden, schon vorher wurde Briefe in diese Richtung durch einen Verfassungskonflikt umgewandelt. Dem Reichstag in Kopenhagen wurde der Reichstag Dr. v. Wehaffel zugestimmt und dem Reichstag Dr. v. Wehaffel zugestimmt. Der Reichstag Dr. v. Wehaffel wurde im Reichstag Dr. v. Wehaffel ernannt und diesem Amt der Reichstag Dr. v. Wehaffel zugestimmt. Der Reichstag Dr. v. Wehaffel wurde im Reichstag Dr. v. Wehaffel ernannt und diesem Amt der Reichstag Dr. v. Wehaffel zugestimmt. Der Reichstag Dr. v. Wehaffel wurde im Reichstag Dr. v. Wehaffel ernannt und diesem Amt der Reichstag Dr. v. Wehaffel zugestimmt.

Der spanisch-amerikanische Krieg.

Nachdem die Stimmung der Bevölkerung zum Empfang der Glospost einigermaßen vorbereitet schien, hat sich also die spanische Regierung endlich entschlossen, die Vertreibung der Flotte Cerveras zuzugeben. Damit sind auch die letzten Zweifel gefallen. Spanien ist damit die letzte Ausflucht genommen, zur See offen zu vorgehen, die wenigen noch vorhandenen kriegstüchtigen Schiffe, die in der Flotte Camaras vereinigt sind, werden gerade noch genügen, um den Amerikanern die Luft zu nehmen, den Kampf an die spanischen Küsten zu übertragen. Wenn man auf das Geschehene zurückblickt, muß man sagen, daß die Führung namentlich der Seekriegsflotte auf spanischer Seite geradezu erlösend war. Von der Regierung war nicht die mindeste Vorkehrung getroffen, um den schon lange drohenden Krieg mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Man überließ lange Zeit die aus mitternächtliger, fast gesehensüchtiger Schiffe bestehende Geschwader in den Kolonien ihrem Schicksal und die Folge war die Katastrophe vor Manila, die Vernichtung von Cuba. Der dadurch in Spanien hervorgerufene Sturm der Entrüstung zwang die Regierung zur Entlassung größerer Zahlkraft, aber, da man eben nur dem Zorn, nicht der eigenen Initiative folgte, traf man nur ungenügend wirksame Maßnahmen. Cervera etwa früher, so lange die Küstungen der Amerikaner noch nicht beendet waren, wäre namentlich die Kriegslage zu Gunsten der Spanier ganz erheblich beeinflusst hätte, später aber angesichts der maximalen Kraftanstrengung des Gegners viel zu schwach war. Trotzdem hat das Ercheinen der wenigen spanischen Kreuzer die amerikanischen Operationen ungemein erschwert, es wäre vielleicht noch mehr erreicht worden, wenn Cervera vernichtet hätte, die offene See zu halten. Statt dessen ließ er sich im Hafen von Santiago einschließen. Und selbst in dieser „Falle“ hat er eine befähigte Drohung für die Amerikaner, die zu seiner Beobachtung seit ihre ganze Kriegesflotte zusammenhalten mußten, er gab außerdem der Rettung Santiago einen sehr beachtenswerten Rückhalt bei Angriffsvorhaben des Gegners zu Lande. So lange Santiago und die spanische Flotte im Hafen sich hielt, und das konnte noch recht lange dauern, verlor sich für die Amerikaner jede andere Operation in größerem Stile von selbst und die platonische Drohung mit dem Auslaufen des Geschwaders unter Camara erregte immer von Neuem Besorgnisse in Washington. Die Lage schien sich für die Spanier sogar noch einmal günstiger zu gestalten, als vor wenigen Tagen der von den amerikanischen Landungstruppen unternommene Angriff erfolglos zurückgefallen war. Das gerade in diesem Augenblicke Cervera seinen verwehrteten Durchbruchversuch unternahm, wird immer unerklärlich bleiben. Man kann dies thörichte Unternehmen nur damit erklären, daß der Admiral die Schlacht völlig verkannt hat, daß er von dem Rückzuge der Amerikaner gar nichts ahnte und in dem unmittelbaren Fall Santiagos voraussetzte. Das wirkt unermüdliche Streikflüchter auf die Führung der Spanier. Das Alles läßt jedenfalls erkennen, daß Cervera wohl ein braver Soldat, aber für die Führung eines größeren Verbandes gänzlich ungeeignet war. Bei einer Kritik des Verhaltens des Admirals in den ersten Stadien kann man allerdings zugeben, daß er mit seinen Schwärmen zu kämpfen hatte, die ihren Grund u. A. auch in der nicht gerade logischen Auffassung der Neutralitätspflichten durch gewisse Staaten fanden. Während er selbst Kohlen nirgends erhalten konnte, sind die Amerikaner mit englischer Hilfe leicht reichlich versorgt worden.

Selten ist übrigens in einem Kriege so unverschämte Gelegenheiten worden, wie diesmal. Die Spanier haben sich wenigstens darauf beschränkt, Mißerfolge abzugewinnen, so lange es ging; die Amerikaner dagegen bringen fortgesetzt völlig erfindene Weichte über die Kriegslage in Umlauf. Das tritt besonders jetzt bei den Kämpfen um Santiago verblüffend zu Tage. Nach den ersten Meldungen schien der Fall der Festung unausweichlich. Die Flotte Campions lag im Hafen, die Forts waren zerstört, die Truppen Spaniens hatten die Stadt zu Lande eben verlassen, nur aus „Menschlichkeit“ ärgerte man noch, zum letzten blutigen Angriff vorzugehen. Von alledem ist nichts wahr. Campion ist immer noch nicht im Etande gewesen, die durch die widerstandsfähig gebliebenen Forts und Gemüthen vertheidigte Hafeneinfahrt zu forcieren und die Vernichtung der von Landseite sehr sehr illorriden Flotte, da General Schastet jetzt selbst gehen muß, daß die Entlastung des Pando das ist übrigens ein Irrthum; General Pando befindet sich in Quanaa und befehligt das Corps nicht selbst in Santiago unerschütterlich ist und bereits die Befestigungen besetzt hat. Da noch andere spanische Truppenabteilungen zur Unterstützung herangezogen werden sollen, wird es wohl mit der Besetzung Santiagos durch die Amerikaner noch gute Weile haben, wenn nicht etwa der spanische Kommandant ebenso wie Cervera plötzlich den Kopf verliert.

Seitdem sind folgende Telegramme ein:



(Nachdruck verboten.)

Hinaus in die Welt.

22]

Roman von D. Elſter.

Millly fühlte ſich zu ſchwach, um widerſprechen zu können. Sie lächelte Lonny dankbar zu und ſank dann müde in die Riſſen zurück.

„Ja, ruhen Sie ſich nur aus und werden Sie geſund, über alles Andere ſprechen wir ſpäter,“ ſagte Lonny lächelnd. „Ich muß jetzt einige Beſorgungen machen. In zwei Stunden bin ich wieder hier. Wenn Sie etwas nöthig haben, hier iſt die Klingel, mein Kammermädchen iſt in der Nähe. Adieu, liebſte Millly, und ſeien ſie ein verſtändiges Kind.“

Zärtlich wie eine Schweſter küßte ſie Millly, nichte ihr noch einmal freundlich zu und verſchwand hinter den ſchweren Portieren der Thür, die ſie hinter ſich zuzog.

Millly war allein. Sinnend lag ſie da. Sollte ſie den Vorſchlag Lonny's annehmen? Dieſe und Herr von Krauſe konnten ihr ſehr nützlich ſein, ohne Zweifel. Aber dann begab ſie ſich wieder in Abhängigkeit, und in welche Abhängigkeit! — Ja, wenn Lonny ſchon die Gattin des Herrn von Krauſe geweſen wäre. Sie war freilich mit ihm verlobt, wie ſie ſagte. Aber vor den Augen der Welt beſaß dieſes Verhältniß doch ſtets noch den zweifelhaften Schein, den es früher gehabt. Millly entſann ſich mancher ſpöttiſchen Bemerkung über dieſes Verhältniß des Opern-Direktors mit der ſchönen Sängerin, die ſo bald zu künſtleriſchem Ruhm gelangt war.

Sollte Millly jetzt denſelben Weg betreten? Sollte ſie ihr Künſtlerthum Lonny und Herrn von Krauſe verdanken, vor deſſen frivolſter Liebfloſung ſie einſt zurückgeſchraubert war? Noch immer fühlte ſie keinen forſchenden, lächelnden Blick auf ſich ruhen, und ſie erröthete, wenn ſie daran dachte, ihm jetzt wieder gegenüber treten zu ſollen, um ſeine Gunſt, ſeine Protektion zu erbitten.

Nein, nein, hundert Mal lieber in das Elend, in die garte Arbeit hinaus, als ſeinem Schutze dankbar ſein zu müſſen!

In das Elend — in die Arbeit! — — War es denn nöthig? Beſaß ſie nicht noch eine Heimath, ein Elternhaus, liebe, theure Verwandte, welche ſie mit Freuden aufnehmen würden?

Ein tieffchmerzliches Wehgefühl ſchlich ſich in ihr Herz. Sie preßte die Hände vor das Geſicht und weinte leiſe vor ſich hin. Ach, weshalb hatte ſie die Heimath, die Eltern, die Freunde daheim verlaſſen? Weshalb ließ ſie ſich von dem Glanz der Welt, des Ruhmes blenden? Weshalb ſtrebte ſie einem Ziele zu, das ſie doch niemals erreichen konnte, ohne ihr beſſeres Selbſt, ihren Stolz, ihr ganzes, heiliges, reines Empfinden zum Opfer bringen zu müſſen? In dieſer einsamen, bitteren Stunde fühlte ſie es ſo recht, daß ſie nicht zu dem Kampfe mit dieſer alänaenden Welt und deren Anforderungen

gewachſen war. Ihre Kunſt, ihr künſtleriſches Empfinden war viel zu tief, viel zu heilig und erhaben, als daß die Welt es verſtanden hätte. Nur wenige Menſchen würden es verſtehen. Nur wenige Menſchen würden ihre Kunſt zu würdigen wiſſen.

Sollte ſie dieſer ihrer Kunſt untreu werden? Sollte ſie ihren Freundinnen Lonny, Käthe Meyer und Jenny Völlerding nachahmen und dem eillen Ruhme zu Liebe Alles, was Werth für ſie beſaß, opfern?

„Nein, nein,“ ſchrie es in ihrer Seele auf und ſchluchzend preßte ſie das Geſicht in die Riſſen.

Nun denn, in die ſtille, traute, enge Heimath zurück! Doch auch vor dieſem Gedanken ſchreckte ſie zurück. Sie wollte noch nicht reſigniren. Sie wollte den Kampf noch nicht aufgeben. Sie wollte noch nicht vor ihre Eltern wieder hintreten mit dem Geſtändniß, nichts in dieſer Welt erreicht zu haben.

Allmählich floſſen ihre Thränen ſanfter. In ihrer wie von dunklen Nebelſchleiern umhüllten Seele erwachte die Hoffnung mit golbigem Strahl von Neuem, die Hoffnung, dieſe milde Tröſterin in jedem Unglück, dieſer hellblickende, ſanft ſtrahlende Stern in der finſternſten Nacht, die Hoffnung, die Erhalterin der Welt und des Lebens, die Hoffnung, die größte Macht auf Erden, die uns ſelbſt am offenen Grab noch nicht verläßt als treueſte Freundin.

Als Lonny heimkehrte, theilte Millly ihr ihren Entſchluß mit, ein eigenes Zimmer zu beziehen und zu verſuchen, ſich durch Muſikſtunden eine Stellung zu erwerben.

Lonny war empfindlich. „Ich kann Sie ja nicht zurückhalten,“ entgegnete ſie kühl, „aber es iſt thöricht von Ihnen, meine und meines Bräutigams Hilfe zurückzuweiſen.“

„Ich weiße ſie nicht zurück, Lonny — ich bin Ihnen von Herzen dankbar . . .“

„Schon gut, meine Liebſte. Ich verſtehe Sie ſehr wohl.“ Nach einigen Tagen verließ Millly die elegante Wohnung der Sängerin und bezog zwei kleine Zimmer in Beſten der Stadt.

Siebzehntes Kapitel.

Millly ſtand an dem Fenſter ihres Stübchens und ſtarrte ſehnjüchtig nach den grünen Wipfeln des Thiergartens hinüber, welche von fern über die Dächer der Häuser hinüberwinkten. Der Frühlingswind wühlte in dem lichtgrünen Meer der knospenden Bäume und das Gold der ſcheidenden Sonne durchleuchtete die noch lichten Zweige. Die Erinnerung an die Heimathwälder tauchte in Millly's Seele auf, die im golbigen Zauberſchein hinter ihr lagen ſo fern, ſo fern wie die glänzende Welt, welche ſie vor einigen Monaten für immer verlaſſen. Ach, wie häßlich war die Welt, die jetzt vor ihr lag! In der ſie jetzt lebte! Sie kam ihr vor wie das Gewir der dunklen Höfe, der kleinen Gaſſen, der hundert und aber hundert Hinterhöfe, auf denen tagtäglich ihr Blick ruhte, wenn ſie müde und matt von der Arbeit und dem Suchen nach der Arbeit in ihr kleines Stübchen heimkehrte.

„Gast Du nicht eine Tasse Kaffee für mich, Millly?“
Diese Frage der elegant gekleideten jungen Dame auf dem Sofa ließ Millly leicht zusammenschrecken und sich langsam umwenden.

„Verzeihe, Jenny,“ entgegnete sie mit müdem Lächeln, „daß ich die Pflichten der Gastfreundschaft vergaß. Ich war jedoch allzu überrascht, Dich bei meiner Heimkehr hier zu finden.“

Mit diesen Worten begab sich Millly an den kleinen Schrank neben dem Ofen, holte eine einfache Kaffeemaschine hervor, goß Spiritus auf und bereitete den Kaffee.

„Also Du hast Dein Engagement aufgegeben, Jenny?“ fragte sie nach einer Pause.

„Im Sommer spielt das Stadttheater von Dannenberg nicht,“ lachte Jenny Völkerding, indem sie ein zierliches Cigarrettenetui hervorzog, dem sie eine Cigarette entnahm.

„Bitte um etwas Feuer.“

Millly reichte ihr ein Streichholz, und die Operettensängerin paffte lustig drauf los.

„Gute russische Cigaretten, Millly, möchtest Du nicht eine rauchen?“

„Ich danke, ich rauche nicht.“

„Ach ja, ich vergaß, Du bist noch immer die philiströse Kleinstädterin.“

„Jenny . . .“

„Na, nimm mit den Scherz nur nicht gleich übel. Aber, was ich sagen wollte, das Dannenberger Stadttheater hat sich für den Sommer aufgelöst und ich bin frei wie der Vogel in der Luft, das heißt, für einige Wochen, denn im Juni gehe ich wieder an das Sommertheater nach Hennigerode.“

„Nach meiner Heimath?“

„Allerdings. Das Sommertheater ist bedeutend vergrößert. Doktor Hartung hat ein Konsortium reicher Leute zusammengebracht, Direktor Kulecamp hat die besten Kräfte engagirt, Du wirst erstaunt sein, unser Ensemble zu sehen und zu hören.“

„Ich werde wohl keine Gelegenheit dazu haben.“

„Wie? Gehst Du in den Ferien nicht nach Hennigerode?“

„Ich glaube kaum. Ich werde einen Kursus für schwache Schüler und Schülerinnen während der Ferien errichten — man muß doch Geld verdienen,“ setzte sie mit bitterem Lächeln hinzu. „Aber jetzt ist der Kaffee fertig — darf ich Dir einschenken? Hier bitte — Zucker und Milch.“

Jenny schlürfte nachdenklich den Kaffee. Dann lehnte sie sich bequem in das kleine, harie Sofa zurück und blickte sinnend den Wölflchen ihrer Cigarette nach.

„An was denkst Du, Jenny,“ fragte Millly lächelnd.

„An Dich und Dein armseliges Leben!“

„Armseliges Leben, Jenny? — Das ist doch wohl zu viel gesagt. Ich arbeite eben für mein Leben und ich kann sagen, daß ich noch keine Noth gelitten habe. Ich gebe wöchentlich etwa zwölf Stunden . . .“

„Die Stunde für eine Mark.“

„Bitte — ich habe mehrere Schülerinnen, welche zwei Mark bezahlen.“

„Alle Wetter! Das ist ja großartig.“

„Du willst spotten — ich kann es Dir nicht verdenken?“

Jenny ergriff die Hand der Freundin. „Sei mir nicht böse, Millly, ich wollte Dich nicht fränken,“ sagte sie bittend, indem sie Milllys Hand zärtlich drückte. „Aber Du darfst es mir nicht übel nehmen, daß ich ein inniges Mitleid mit Dir

empfinde und daß ich dieses Leben für eine Qual halte, die Dich zu Grunde richten muß.“

Millly beugte den Kopf. Aehnliche Gedanken waren ihr schon oft gekommen, wenn sie die langen, langen Winterabende allein auf ihrem kaum erwärmten Stübchen gesessen und ihre Seele sich in den Erinnerungen ihres Lebens verloren. Außerliche Noth hatte sie ja gerade nicht gelitten. Sie fand rasch einige Schülerinnen, allerdings nur in den Kreisen der kleinen Bürger, denn die große und vornehme Welt blieb ihr verschlossen. Wenn auch die Gräfin Dyerhoff viel zu vornehm dachte, um mit ihren Bekannten über Milllys raschen Fortgang aus ihrem Hause zu sprechen, so wurde dieser doch bekannt und erregte das Mißtrauen der Gesellschaft. Es mußte doch etwas vorgefallen sein, und nach und nach sickerte denn auch das Gerücht durch, daß der junge Graf Dyerhoff ein Verhältnis mit Millly gehabt. Das war ja auch die natürlichste Erklärung, und man ließ Millly fallen, die überall kühle, wenn auch artige Abweisung fand, wo sie sich auch meldete.

Nach einigen Wochen gab Millly die Versuche auf und beschränkte sich auf die niedriger stehenden Kreise. Eine tiefe Bitterkeit aber erfüllte sie, ein Haß fast gegen die Gesellschaft, welche sie vor Kurzem noch gefeiert und sie jetzt mit einem kühlen Lächeln zurückstieß. Sie ward ungerecht gegen die Welt und die Menschen, sie bedachte nicht, daß sie selbst die Gefahr aufgesucht, der Gefahr getrogt hatte, als sie in das Haus der Gräfin eintrat, obgleich sie die Leidenschaft des Grafen Buffo kannte. Sie erinnerte sich jetzt nicht mehr, daß sie selbst auf die Leidenschaft des vornehmen Mannes ihre Pläne gebaut, und sie dachte nicht daran, daß die Verhältnisse stärker waren, als diese Leidenschaft und als ihr Wille.

Ihr Stolz ward jetzt zum starren Trost. Sie wollte der Welt zeigen, daß sie auch ohne sie leben und empor steigen konnte. Aus diesem Grunde verheimlichte sie auch ihrer Familie ihre eigentliche Lage; sie schrieb den Eltern, daß sie eine Stellung als Lehrerin in einer Musikschule angenommen und sich in durchaus gesicherter Position befinde. Die Eltern glaubten es ihr und waren glücklich in diesem Glauben. Die gute Frau Rath sandte allmonatlich eine große Kiste mit allerhand schönen und geschmackhaften Sachen angefüllt und die junge Frau Pastorin Steinmann in Oberbrück legte oftmals Äpfel und Birnen, oder ein frischgebratenes Hähnchen bei.

So war denn für das Nöthigste gesorgt. Aber Milllys Seele hungerte und dürstete in diesem Leben der harten, undankbaren Arbeit, des täglichen Eimerleis und der täglichen Enttäuschungen und Entbehrungen.

Jenny hatte Recht, die Qual dieses Lebens richtete sie zu Grunde und was das Furchterlichste war: ihr Künstlerthum ward nach und nach zu Grunde gerichtet. Die Schwingen ihrer Seele erlahmten — ihr Künstlerthum sank zum Handwerf herab.

Eine Thräne perlte über Milllys blasse Wange.

„Wissen Deine Eltern, Du lebst, Millly?“ fragte Jenny leise.

Millly schüttelte den Kopf.

„Soll ich ihnen schreiben, Millly?“

„Nein, nein,“ fuhr diese auf. „Meine Eltern dürfen niemals erfahren, was ich leide, wie ich lebe. Du darfst ihnen nicht schreiben, hörst Du, Jenny, Du darfst nicht. Zu all dem Elend noch die Schmach, nichts, nichts erreicht zu haben — ich ertrüge es nicht.“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte auf. Die kleine Sängerin warf die Cigarette fort und legte den Arm liebevoll um die Weinende.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Momentbilder vom Goldenen Horn.

Von Dr. Erich Freund.

Konstantinopel, Ende Juni.

Die Zahl der Bilder über die „Pforte des Glücks“, die „Dreistadt“, in der Orient und Occident sich treffen, ist Legion. Und doch, wer aus dieser reichen Literatur eine lebendige Vorstellung gewinnen wollte von der seltsamsten Kapitale des europäischen Kontinents, der käme nicht damit zustande. Konstantinopel ist ein Gemälde von solch sinnverwirrendem Farbenreiz, ein byzantinisches Mosaik von solch unerhörter Fülle des Details und dabei doch von so starker Wirkung des Gesamten, daß es schier unmöglich erscheint, mit der armseligen Schwarzweiß-Kunst der Feder von dieser vielfarbigen Schönheit, die blendet wie die Gluthaugen einer Zigeunerin und — schönfüßig ist, wie diese, einen Begriff zu geben. Höchstens mag es hier und da gelingen, im surrenden Getriebe des vorbeihastenden Völkergewimmels ein paar Momentbilderchen aufzufangen.

Drüben in Skutari. Es schaut von der asiatischen Küste des Bosphorus, im Schatten der Cypressen seines Riesentodtendacers friedlich gelagert, auf die europäischen Nachbarstädte von Galata und Stambul herüber. Zwei Stunden lang erstreckt sich dem Wanderer, der von Haidar = Pascha, der Kopfstation der anatolischen Eisenbahn, kommt, der düstere Wald, unter dessen verfallenden Grabsteinen Millionen von Türken ruhen. Ueber ihren Gräbern spielen buntgekleidete Kinder. Reize löst das Meißelscharren der Bildhauer durch die Stille, die an Ort und Stelle für neue Antömmlinge die unformen Denkmäler bereiten. Phantastische Marmorblumen schmücken die Todtensteine der Frauen, der rothe Fes oder der Turban die der Männer. Auf mehr als einem Grabe aus früherer Zeit sitzt der Turban schief, zum Zeichen, daß der, der ihn im Leben trug, vom Center zum Tode gebracht worden ist. Die Inschriften rühmen nicht selten dies Geschick. Denn nur wer auf hohem Posten stand, den lieferte der Zorn des Großherrn oder der Haß der unbändigen Janitscharen unter das Beil des Nachrichters. Wie mancher Wichtige ruht hier, der einst frohgemüth die erste Pforte von Orta Kapu, des „mittleren Thores“ im „Alten Serai“, durchschritt und plötzlich schauernd bemerkte, daß die Thür sich hinter ihm schloß, während sich die zweite nicht öffnete. Dies war nämlich die zarte Manier der Sultane, ihren gewesenen Lieblingen mitzutheilen, daß sie abzutreten hätten von der Bühne des Lebens. Heute haben es die Paschas und Wessire (die Sultane selbst nicht immer) weit besser. Sie werden nicht mehr morgenländisch hingerichtet, sondern abendländisch pensionirt. Und es fließt auch in gewöhnlichen Zeitläuften wenig Blut in Stambul. Denn nicht alle Tage jagt die Tolumbadschi — die unregelmäßige, aber auch sehr unregelmäßige Feuermehr Konstantinopels — und die Hamals (Kastträger) armenisches Menschenwilt.

Wenige Schritte hinter der Stelle, wo die Stadt der Todten endet und die Stadt der Lebenden beginnt, liegt ein Tekke (Kloster) der „heulenden Dervische“ aus dem weltlichen Mönchsorden der Rukai, dessen Reste sich nach der Vernichtung der mit dem Orden eng kirkten Janitscharen in diesen stillen Winkel geflüchtet haben. Am Donnerstag Nachmittag halten sie ihre merkwürdigen Betübungen, bei denen fränkische Besucher nicht nur geduldet, sondern sogar willkommen sind. Einestheils des Nachsichs wegen, welchen diese Fremden erlegen, und weil man auch dann und wann besser heulend beten kann. Der Raum, in dem der Gottesdienst stattfindet, ist eng, von niederer, quadratischer Form. Im Parterre eine Galerie für die Fremden, im ersten Stock vergeräthete Nischen für die züchtigen Damen des Harems. Das Ganze ist schmucklos, nur an der Wand des Mihrabs (Mars) hängen einige Teppiche und gerahmte Koransprüche. Auf dem Boden liegen Ziegenfelle verstreut. Auf ihnen kauern die Gläubigen: an der Wand, dem Mihrab gegenüber, die aktiven Dervische, an den übrigen Seiten des Saales die Betenden, darunter viele Offiziere, Soldaten und Kinder. Vor dem Mihrab steht der noch junge Scheich — die Würde ist erblich — ein schlanker Mann, dessen gelbliches, scharfzügiges Gesicht ein schwarzer Spitzbart umrahmt. Er empfängt die eintretenden Theilnehmer, die ihm die Hand küssen, mit Umarmung und Gegenfuß auf die Wangen.

Wenn Alle versammelt sind, giebt er mit näselnder Stimme das Zeichen zum Beginn der Zeremonie. In monotonen Melismen singen die Knieenden, mit den Oberkörpern wackelnd, die Augen geschlossen, das erste Kapitel des Korans. Zwei Geistliche streuen längere Söle ein. Dann beginnt jener eigenthümliche, immer wilder werdende Tanz der Dervische, der schon so oft geschildert worden ist, daß seine Einzelheiten als ziemlich bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Nach Beendigung der sonderbaren Zeremonie werden zwei winzige Säuglinge von härtigen Dervischen hereingebracht. Die armen Würmer sind krank und der wundervollende Scheich küßt sie und bespricht ihnen die Krankheit. Dann werfen sich die Väter in Reihe platt vor ihm auf den Bauch und er schreitet gemächlich, seine Füße auf die Knöchel und Kniegelenke der Liegenden setzend, über sie hinweg. Selbst das Hinderniß, das ihm der hervorragende — Rücken eines rundsichtigen Hauptmannes bereitet, überwindet er, ohne zu schwanken. Auch diese Promenade a posteriori soll heilkräftige Folgen haben.

Die Verkehrsmittel von Konstantinopel haben sich in den letzten Jahren rascher verbessert, als die Verkehrswege, die noch immer miserabel, eine wahre Marter für jedes gebildete, europäische Schuhwerk sind. Ueber eine der beiden Brücken, die in anmuthigen Wellenlinien bergauf und bergab gehend Stambul und Galata mit einander verbinden, hinwegzuturnen, ohne durch eines der im Holzwerk befindlichen, zahllosen Löcher in das „Goldene Horn“ zu fallen, ist zumal bei dem wilden Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern ein turnerisches Kunststück, das den Einheimischen natürlich leichter fällt, als den Fremden. Und gar die steilen Straßen, die entweder mit heimtückisch spizen Kopfsteinen oder überhaupt nicht gepflastert sind und den Wanderer bei schönem Wetter im Staube baden, bei Regenwetter in unergründlichem Moraste versinken lassen!

Am Besten funktioniert unter den Verkehrsmitteln zu Lande die „orientalische Eisenbahn“. Sie hat ihren Bahnhof in Stambul und liefert dort ihre Reisenden, auch wenn sie nicht den luxuriösen Orientexpress benutzen, prompt und ohne Verspätung ab. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß oben in Serbien Alles glatt geht, wo man für Bahnstrecken-Verschäbungen und Zugzusammenstöße beinahe ebenso großes Talent besitzt, wie — anderswo. Die Beamten der „Orientbahn“ sind höfliche, sprachgewandte Leute. Nach Instruktion rufen sie beim Abgang des Zuges das deutliche Wort „Fertig“. Darum bezeichnet der türkische Volkswitz die Schaffner als „Fertigttschi“, als „Fertigmänner“. Eine Einschränkung der Haltestellen und der Aufenthaltszeiten, also eine stärkere Betonung des Schnellzugscharakters beim „Konventionszuge“ würde dem Verkehr nach Konstantinopel sicherlich zu Gute kommen. Der Fremdenzulaß war schon in diesem Jahre ein ungewöhnlich reicher und wäre bei den Wundern an Land und Unten, die an den Gestaden des Bosphorus zu schauen sind, noch sehr wohl einer gewaltigen Steigerung fähig.

Durchaus westeuropäisch-großstädtischen Charakter trägt die Tunnel = Anlage, eine Drahtseilbahn, die Allen, die rasch von Galata nach Pera hinauf wollen, die Mühe erspart, das berühmte „steile Pflaster“ hinaufzuklettern. In dieser Tunnelbahn ist der Verkehr ein ganz kolossaler. Auch die Türken haben sich vortrefflich an die fränkische Erfindung gewöhnt und benutzen sie ebenso eifrig wie die Fremden. Sogar türkische Frauen schlüpfen häufig in die durch einen Vorhang vor profanen Männeraugen geschützten Abtheile.

Freunden orientalischer Romantik möchte ich bei dieser Gelegenheit die betrübliche Mittheilung machen, daß der Schleier (jaschmak) bei den Holden des Harems mehr und mehr in Wegfall kommt. Dagegen wird der unsern Maskendomino ähnliche, die Körperformen verhüllende Feredsch noch allgemein getragen. Die schönsten Blümlein, die in den Gärten der Paschas und Großen blühen, mögen ja wohl selten an das Straßenlicht gelangen. Also will ich mir kein abschließendes Urtheil über türkische Frauenschönheit erlauben. Sicher aber ist, daß die Reform-Damen, die jetzt unverhüllt herumwandeln, im öffentlichen Interesse strengstens angehalten werden sollten, wieder zum Jashmak zurückzukehren. Alte Bräuche haben manchmal auch ihr Gutes . . .

Dem modernsten Verkehrsvehikel, dem Zweirade, ist Konstantinopel noch so gut wie verschlossen. Doch ist daran nicht etwa alttürkischer Konservatismus schuld, sondern vielmehr die oben geschilderte Beschaffenheit der Gassen und die ungebundene

Eigenart des Straßenverkehrs. Wer in Konstantinopel radelt, muß entweder Kunstradfahrer oder verrückt sein. In welche dieser Rubriken die zwei Radler gehören, die ich bisher in den Gassen von Pera bemerkte, lasse ich dahingestellt. Drüben am asiatischen Ufer scheinen die Terrain-Verhältnisse dem Rade freundlich zu sein. Wenigstens sah ich in Haidar-Bajcha drei schmutzige, kleine Türkknaben auf flinken Stahlröhrlein dahinjagen. Immerhin dürfte der Tollkühne, der sich auf der grande rue de Pera ein nobles Fahrradgeschäft eingerichtet hat, noch manches Jahr das trübssinnige Gesicht behalten, das ihn jetzt auszeichnet.

Einen sehr drolligen Eindruck macht die hiesige Pferdebahn, die ziemlich ausgedehnte Strecken befährt. Müde Klepper wanken vor schmalbrüstigen, schmutzigen Wagen dahin. Vorweg läuft ein munterer Knabe und tutet fleißig in sein Wunderhorn. Allzu schleuniges Fahren ist schon dadurch ausgeschlossen, wäre aber auch ohnedies nicht Sache der Türken, die in allen Dingen die Langsamkeit lieben. Franken sieht man nur selten in den staubbedeckten Tramwaykästen, aber die Einheimischen sorgen schon dafür, daß die Aktionäre der französischen Pferdebahn-Gesellschaft nicht zu kurz kommen.

Sehr flott fahren dagegen die hiesigen zweispännigen Droschken, auf deren Böden meist Griechen sitzen. Die Wagen sind sauber und bequem, die Pferde gut. Den Tarameter kennt man hier noch nicht, vielmehr ziehen die Kutsher, wie ihre Wiener Fiakerkollegen, den hohen Tarif vor und sind auch gelegentlichen Tarüberschreitungen gar nicht abgeneigt. Wer schlau ist, wird vorher mit ihnen handelseinig und hat dann kaum Gelegenheit, sich über die Leistungen des Kutshers zu beklagen. Eher könnten das die Fußgänger. Denn an Rücksichtslosigkeit ihnen gegenüber leisten die Wagenführer das Menschenmögliche, wenn sie durch das Gewühl der Straßen jagen und rechts und links die Passanten an die Häuserwände drücken. Am schlechtesten geht es den armen Straßenhunden, die sich besonders als jüngere Semester gar zu gern auf den Fahrdamm schlafen legen. Unzählige müssen auf drei oder gar nur auf zwei Beinen humpeln, weil ihnen, als sie noch harmlose Kinder und mit der Tücke der Menschheit nicht vertraut waren, ein Wagenrad die andern Pfoten gebrochen hat. Wahrscheinlich giebt das traurige Lied, das sie davon zu singen wissen, den klangvollen Konzerten, mit denen die lieben Thierchen die linden Sommernächte zur Freude der Schlafbedürftigen verschönen, um einen so ausgesprochen melancholischen Charakter.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Goldene Kugeln für den Feind. Im Jahre 1793 belagerten die Engländer Pondichern. Die unglückliche Stadt, die durch ihre Treue zu Frankreich berühmt geworden ist, wehrte sich mit dem Muthe der Verzweiflung, denn vom Mutterlande hatte sie keine Hilfe zu erhoffen, weil dieses selbst in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt war. Die Besatzung war schließlich nicht mehr im Stande, das Feuer der Belagerer zu erwidern; wohl hatten sie noch Pulver genug, aber keine Kugeln mehr. Alles Eisen in der Stadt bis auf die Kirchturmkreuze und die Wetterhähne war bereits in Geschosse umgeschmolzen worden. Ein Kriegsrath fand statt, und die Gouverneurs, sowie die alten Krieger, die demselben beizwohnten, weinten Thränen der Wuth, daß sie sich ergeben sollten. In diesem kritischen Augenblick ließ sich ein Indier, das Haupt der Sekte der Bellajas, der als der reichste Mann von Pondichery galt, melden mit der Bitte, ein Wort sprechen zu dürfen. Sandirs Boule, so hieß er, wurde eingelassen und sprach: „Da ich höre, daß Mangel an Kugeln herrscht, weil kein Eisen mehr da ist, so habe ich 50 Riffen mit Kupfen gefüllt, auf die Wälle bringen lassen, damit aus dem Metall Kugeln gegossen werden.“ Mit lautem Jubel wurde diese Rede aufgenommen, und alsbald feuerte die wackere Besatzung von Pondichery mit eitel silbernen und goldenen Kugeln von den Wällen auf den Feind.

Blüthenlese aus den „Luftigen Blättern“.

Vorher und nachher.

- Vorher und nachher — ach, wie verschieden:
- Nachher der Krieg, vorher der Frieden,
- Vorher das Schmeicheln, nachher das Höhnen,
- Vorher das Lächeln, nachher das Stöhnen,
- Vorher das Selmen, nachher das Meiden,
- Vorher das Lieben, nachher das Leiden,
- Vorher Vertrauen, nachher der Zweifel,
- Vorher ein Engel, nachher ein Teufel.

Gütliche Einigung.

Studiosus Bummel: Kellnerin! Zahlen! Ich habe fünf Glas Bier.
Kellnerin: Nein, Herr Doktor haben sechs!
Studiosus: So, dann geben Sie mir noch eins!

Beim Wort.

Berliner (zum Stuttgarter): Haben Sie eben aus der Hand gespielt?
Stuttgarter: Ja, natürlich! Glaubet Sie, in Schüttgart spielt ma mit de Fuß?

„Innerer Werth“.

Gendarm (zum Handwerksburschen): Da Sie odlig mittellos sind, muß ich Sie mitnehmen.
Handwerksbursche: Oh, ich bin nie mittellos, ich habe als kleiner Junge ein Beinharnisch verschluckt und das ist heute noch nicht raus!

Aus dem medizinischen Examen.

„Was versteht man unter Herzbeutelkrankheiten?“
„Unglückliche Liebe wegen Geldmangels.“

Auch eine Kritik.

Frau Goldstein (nach dem ersten Akt des „Lohengrin“): Ru-Jahob, was sagst Du? Grobartig, wie der „junge Mensch“ ankommt mit seinem Schwan!

Herr Goldstein: Wie heißt, grobartig! Was ihu' ich mit ä jungen Mann, der sich läßt drei Mal rufen, bis er thut seine Pflicht!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Nachdem die artistische Forschung, die in diesem Jahrhundert lebhaft gefördert wurde, mit dem kühnen Unternehmen des Norwegers Hansen, der sich dem Nordpol schon bis auf etwa 3/4 Breitengrade näherte, einen so großen Erfolg erzielt hat, wendet man auch der arktischen Eiswelt, in deren Erforschung seit 50 Jahren nichts Wesentliches mehr geschehen ist, wieder lebhafteres Interesse zu. Ein belgisches Schiff hat im vorigen Sommer bereits eine Forschungsreise nach dem hohen Süden angetreten und aus Deutschland ist befreit, die Kosten für ein Schiff zu gleichem Zwecke aufzubringen. Ein höchst lehrreicher Aufsatz über dieses Thema aus der Feder Professor Dr. Sophus Ruge, „Die Erforschung des Südpols“, in dem neuesten Hefte der „Gartenlaube“ macht uns mit dem Stand der Dinge bekannt. Ein anderer Artikel „Berühmte Ausgerottete“ von Dr. W. Haacke, beschäftigt sich mit drei von den Menschen ausgerotteten Thierarten, über die der amerikanische Naturforscher Lucas das zusammengestellt hat, was darüber in Erfahrung zu bringen war. Der Stiff A. Spechts führt uns die Thiere im Bilde vor. Holde Kurz berichtet über die an fürchtbaren Rügen so überreiche Geschichte des Hauses Medici und bietet mit ihrer Arbeit „Der Brutus“ der Mediceer“ gleichzeitig einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Stadt Florenz im 16. Jahrhundert. Auch der Wiener Jubiläums-Ausstellung wird in Wort und Bild gedacht. Ed. Daalen hat ein „Gedenkblatt zum fünfzig-jährigen Jubiläum des Künstlervereins „Mallasten“ in Düsseldorf“ beigelegt, wozu eine Anzahl guter Bilder gehört, und eine Abhandlung über „Elektrische Touristenbahnen“ wird von Jedermann mit Interesse gelesen werden. Neben zahlreichen künstlerisch ausgeführten Illustrationen, unter denen sich auch Erinnerungsblätter an bedeutungsvolle Tage des Jahres 1848 befinden, zieren zwei Kunstbeilagen das Heft. Marie von Ebner-Eschenbach festelt mit ihrer ergreifenden Familiengeschichte „Die arme Kleine“ und W. Heimburgs spannender Roman „Antons Erben“ gelangt zu einem glücklichen veröhnlichen Ende.

Wunderwerke der Möbelarchitektur aus den Gemächern Napoleons I. bringt in vollendeter Reproduktion das neueste (7.) Heft des Brauchwerkes „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, 60 Lieferungen à 60 Hfg.). Jede neu erscheinende Lieferung des musterhaften Buches liefert einen Beweis mehr für die Thatsache, daß der Autor dem deutschen Publikum ein Werk übergiebt, wie es in gleicher Vollendung auf fernlichem und illustrativem Gebiet noch keine Nation besitzt. Neben der Gediegenheit des Textes eine Fülle der belehrendsten Illustrationen, ein schier unermeßliches Material in einer so klaren und geschickten Anordnung und Ausföhrung, daß Jeder mit hohem Genuß auch diejenigen Abschnitte liest, die sonst vielleicht nur den Fachmann interessieren würden. Ein typisches Beispiel dafür bieten die sonst oft so trocken behandelten Abschnitte „Architektur und Kunstgewerbe“ und „Rechtspflege und Geistesgebung“, die in dem Kraemer'schen Werk bei aller Gründlichkeit in feindsindiger Form dargestellt werden. Dem 7. Heft ist als bunte Extrabeilage eine stimmungsvolle Rheinlandschaft mit dem großen „Kometen von 1811“ beigegeben.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Tiele. Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.